

Rassismus als symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit

Von Anja Weiß

Das Verhältnis zwischen sozialer Ungleichheit und kulturell konstruierten Differenzzuschreibungen wie „Rasse“, Ethnizität und Geschlecht wird in der Nachfolge von Max Weber meist als Abgrenzung von Klasse und Stand betrachtet. Damit soll dem qualitativen Bruch zwischen ökonomischer Ungleichstellung und sozialer Schließung Rechnung getragen werden. Während die erstere relativ stabil und weitgehend unabhängig von kulturellen Setzungen „an sich“ besteht, erscheinen die Bildung sozialer Gruppen „für sich“ und die mit ihr verknüpften kulturellen Differenzierungen als vergleichsweise kontingent und perspektivabhängig.

Obgleich die analytischen Vorzüge dieser theoretischen Unterscheidung unbestritten sind, hatte sie auch problematische Folgen. Sie begünstigte eine wissenschaftliche Arbeitsteilung entlang der Achse „kulturelle Differenz vs. sozialstrukturelle Ungleichheit“, die trotz verschiedener Lösungsversuche weiterhin Bestand hat: So untersuchen die Geschlechter- und die Rassismusforschung primär die kulturelle und politische Reproduktion dieser inhaltlich flexiblen Differenzzuschreibungen, während die Soziologie sozialer Ungleichheit die objektive Bedeutung von Ressourcen wie „Geld“ oder „Bildung“ tendenziell voraussetzt. Aus Sicht der Sozialstrukturanalyse erscheinen Geschlecht und Ethnizität dann fast zwangsläufig als nachrangige Kategorien. Sie werden den vorhandenen Modellen als deskriptive Variablen untergeordnet, ohne sich ganz in diese zu fügen (vgl. die Kritik von Frerichs/Steinrück 1993). Oder sie stehen als „neue“ Ungleichheitsdimensionen neben den bereits bekannten, verbinden sich aber nicht explizit mit denselben (Kreckel 1997).

Der vorliegende Beitrag wird eingangs die Probleme dieser Arbeitsteilung am Beispiel der Rassismusforschung veranschaulichen. Primär geht es jedoch darum, die Mehrdimensionalität sozialer Ungleichheit nicht nur zu konstatieren, sondern mit einer expliziten Modellvorstellung zu versehen. Denn auch wenn vor allem poststrukturalistische Arbeiten empirisch belegen können, dass sich die Herrschaftsverhältnisse Ethnizität, Geschlecht und Klasse miteinander verflechten (Gutiérrez Rodríguez 1999), so bleibt doch nach wie vor unklar, wie sich die unterschiedlichen Qualitäten dieser Dimensionen theoretisch miteinander vermitteln lassen. Klassenverhältnisse verselbständigen sich gegenüber ihrer kulturellen Reproduktion in stärkerem Maße als Rassenkonstruktionsprozesse. Sie folgen ökonomischen Logiken und münden in vergleichsweise objektive Ressourcenunterschiede, während rassistische Klassifikationen kulturell-

politisch reproduziert werden und damit stark von kollektiven Übereinkünften abhängig bleiben. Insofern lassen sich Rassenbeziehungen und Klassenverhältnisse logisch weder parallelisieren („multiple Herrschaftsverhältnisse“), noch in ein hierarchisches Verhältnis bringen („Hauptwiderspruch“). Auch die Weber'sche Unterscheidung von Klasse und Stand¹ benennt diese heterogene Qualität von Konkurrenzbeziehungen, ohne die unterschiedlichen Qualitäten theoretisch miteinander zu verbinden. In Anlehnung und Ergänzung an neoweberianische Ansätze soll hier eine Modellvorstellung darüber entwickelt werden, wie die kulturelle Qualität von Rassenkonstruktionsprozessen systematisch in ihrer Bedeutung für sozialstrukturelle Ungleichheitsverhältnisse erfasst werden kann.

Für dieses Anliegen ist das Bourdieu'sche Theoriegebäude ein ausgezeichneter Ausgangspunkt. Sein Modell sozialer Ungleichheit ist multidimensional (Bourdieu 1982, S. 176ff), und er berücksichtigt neben ökonomischen auch kulturelle, soziale und symbolische Ressourcen. Außerdem setzt er sich intensiv mit der kulturellen Reproduktion von Geschlechtsklassifikationen auseinander. Auch wenn Bourdieu selbst der weberianischen Trennung von Klasse und Stand verhaftet bleibt,² kann die hier angestrebte Modellvorstellung also in Anlehnung an sein begriffliches Instrumentarium entwickelt werden.

Hierfür sind nach der einleitenden Kritik der Rassismusforschung drei argumentative Schritte erforderlich. Zunächst wird die Bourdieu'sche Diskussion männlicher Herrschaft so verallgemeinert, dass sie auch den Besonderheiten rassistischer Herrschaft gerecht werden kann. Im zweiten Schritt soll gezeigt werden, dass und wie sich eine kulturelle Differenzkonstruktion „Rasse“ zu einer spezifischen Sorte symbolischen Kapitals verfestigt. Damit geht sie als symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit in die Struktur des sozialen Raumes ein, bleibt jedoch in besonderem Maße von kulturellen Aushandlungsprozessen abhängig. Das dritte Argument untersucht daher die Reproduktion einer solchen symbolisch vermittelten Dimension sozialer Ungleichheit durch symbolische Gewalt und in symbolischen Kämpfen. Abschließend wird die Fruchtbarkeit des theoretischen Modells anhand einer qualitativ empirischen Untersuchung antirassistisch engagierter Gruppen veranschaulicht.

¹ Und ihre Rezeption und Weiterentwicklung z.B. bei Parkin (1983).

² Zum Beispiel formuliert Bourdieu in einem Interview mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke in Bezug auf Geschlecht, „dass die Frauen ebenso wie die Männer durch die Hauptvariablen, d.h. das ökonomische Kriterium, das kulturelle Kriterium, die Besitzdauer des ökonomischen, des kulturellen Kapitals definiert sind, dass sie aber stets weiter unten stehen“ (Dölling/Krais 1997, S. 221f). Auf Nachfragen zum Zusammenhang von Klasse und Geschlecht antwortet er ausweichend.

1 Probleme der Rassismusforschung

In der Rassismusforschung schlägt sich die Unterscheidung zwischen den Strukturen sozialer Ungleichheit und kulturellen Differenzkonstruktionen in einer Kulturalisierung des Untersuchungsgegenstandes nieder. Zwar ist allgemein anerkannt, dass Rassenkonstruktionsprozesse ökonomische, kulturelle und soziale Ungleichheiten beeinflussen. In der Mehrzahl der Rassismustheorien wird dieser Umstand jedoch nur konstatiert, während sich das eigentliche Erkenntnisinteresse auf die kulturellen und politischen Prozesse der Differenzkonstruktion konzentriert. Diese Forschung, die Rassismus primär als Vorurteil, als Gruppenbildungsprozess oder als Diskurs erfasst,³ kann jedoch kaum begründen, warum sie sich so intensiv mit bestimmten Vorurteilen oder Diskursen beschäftigt. Im Prinzip müsste man sich für pauschale Annahmen über Brillenträger genauso interessieren wie für Vorurteile gegenüber afrikanischen Einwanderinnen und Einwanderern (vgl. Wetherell/Potter 1992).

Um ihr Erkenntnisinteresse dennoch näher zu bestimmen, muss die kulturalistische Rassismusforschung auf die inhaltliche Abgrenzung des sie interessierenden Gegenstandes rekurren. So plädiert Miles (1991) für einen engen und trennscharfen Rassismusbegriff, in welchem das Phänomen durch den Bezug auf biologistische Differenzkonstruktionen gekennzeichnet wird. Allerdings sind die Kriterien, auf die sich Differenzkonstruktionen beziehen, ausgesprochen flexibel und sie geben eher den aktuellen Stand der politischen und normativen Kämpfe als den Kern des Phänomens wieder. Daher veralten trennscharfe Definitionen schnell und erfassen dann nur noch einen Teil des interessierenden Gegenstandsbereichs.

Aus der Perspektive herrschaftstheoretischer Rassismustheorien sind diese Probleme nicht weiter verwunderlich. Denn sozial relevant – und normativ problematisch – werden kulturelle Differenzkonstruktionen eben nicht durch ihren Vorurteilscharakter oder durch spezifische Inhalte, sondern durch ihre Bedeutung in sozialen Konflikten: Während das Diktum „Brillenträger“ im schlimmsten Fall eine Auseinandersetzung zwischen Schulkindern initiieren kann, wird das Vorurteil gegenüber dem afrikanischen Einwanderer von Diskriminierung, Segregation und rassistischer Gewalt begleitet (vgl. Wacquant in diesem Band). Wenn man systematisch zwischen Herrschaftsverhältnissen und den Launen sozialer Kategorisierung unterscheiden will, kann man nicht umhin, kulturelle Klassifikationen im Zusammenspiel mit ihren „materiellen“ Grundlagen und Auswirkungen zu betrachten. Das ist auch deshalb notwendig, weil sich gerade institutionalisierte und handlungspraktische Formen der Diskrimi-

³ In Deutschland z.B.: Bergmann/Erb 1991, Silbermann/Hüsers 1995, Jäger 1996.

nierung nur selten durch explizite Inhalte dem Problem des „Rassismus“ zuzuordnen lassen.⁴

Nun ist die Kontingenz kulturalistischer Rassismustheorien nicht unbemerkt geblieben, und auch an Lösungsvorschlägen mangelt es nicht. Osterkamp verortet das Kernproblem des Rassismus im ökonomischen Klassengegensatz: Gerade während wirtschaftlicher Krisen werde für breite Bevölkerungsschichten deutlich, dass sie über die Bedingungen ihrer Existenz keine Kontrolle hätten. Die resultierende Verunsicherung der unteren Klassen richte sich „im Einvernehmen mit den Herrschenden“ (Osterkamp 2000, S. 62) in selbstschädigender Weise gegen rassistisch konstruierte Gruppen. Dadurch dass Rassismus letztlich unter Rekurs auf ökonomische Ungleichheit erklärt wird, tragen diese Theorien aber ebenfalls wenig zur näheren Bestimmung des Phänomens bei. Durch eine grundsätzliche Kritik der Klassengegensätze im Kapitalismus kann man kaum erklären, warum Rassismen zu bestimmten Zeiten Konjunktur haben. Auch können so ökonomisch irrationale Rassismen wie die Ausländerfeindlichkeit ohne AusländerInnen oder gegenüber offiziell erwünschten AusländerInnen kaum erklärt werden. Durch die Ableitung des Rassismus aus ökonomischen Klassengegensätzen wird der Rassismus der einheimischen unteren Klassen als gegen das eigene Klasseninteresse gerichtetes selbstschädigendes Verhalten bagatellisiert. Schließlich bleibt die prekäre Position von ökonomisch gleichgestellten Schwarzen unverstanden. Auf den ersten Blick ist die materielle Lage der schwarzen Mittelschicht in den USA mit der von entsprechenden weißen Gruppen vergleichbar. Sie verdankt jedoch ihre wirtschaftlichen Chancen dem Umstand, dass hinter ihr ein großes politisches Mobilisierungspotenzial steht und dass sie als bevorzugte „Dienstleisterin“ für die schwarze Unterschicht gilt (Omi/Winant 1994, S. 28). Ihre sozialstrukturelle Position kann also nur im Zusammenhang mit politischen Kämpfen um kulturelle Differenzzuschreibungen verstanden werden.

Auch für die Rassismusforschung erweist sich also die eingangs kritisierte Arbeitsteilung zwischen kulturalistischen und ökonomischen Modellen als unzureichend (Hall 1994). Diese ist wie oben erwähnt vor allem von poststrukturalistischen Ansätzen problematisiert worden, die die Herrschaftsverhältnisse „Rasse“, Klasse und Geschlecht in ihrer Verwobenheit betrachten. Allerdings bleibt auch bei diesen Theorien unklar, was die Herrschaftsverhältnisse unterscheidet und wie die Verquickung von kulturellen Klassifikationen und objektiven Ressourcenunterschieden gedacht werden soll. Häufig werden Klassenverhältnisse mit Geschlecht und „Rasse“ analytisch analog behandelt. Ökonomische Ausbeutung erscheint dann als kulturelle Grenzziehung, die sich von anderen Herrschaftsdimensionen nur durch den Bezug auf verschiedene

⁴ Auch aus diesem Grund laufen kulturalistische Rassismustheorien permanent Gefahr, Teile ihres Gegenstandes aus dem Blick zu verlieren (Wieviorka 1995).

„existential locations in society“, bzw. „ontological spheres“ (Anthias/Yuval-Davis 1992, S. 17) unterscheidet. Für die Analyse wie für die politische Intervention ist es aber zentral, ob schwarze ArbeiterInnen auf Grund von rassistischer Diskriminierung entlassen werden, oder das gleiche soziale Phänomen besser als Niedergang einer krisenanfälligen Branche beschrieben ist, in der überproportional viele Schwarze beschäftigt sind (Beispiel von Miles 1991, S. 77), und ob die Überrepräsentation von Schwarzen in dieser Branche vielleicht ein Ausdruck rassistischer Diskriminierung im Bildungswesen sein könnte. Man sollte soziale Ungleichheit also nicht einfach auf ihre kulturellen Aspekte reduzieren, sondern man muss genauer zeigen, wie sich z.B. rassistische Klassifikationen mit ökonomischen und anderen sozialen Strukturen vermitteln.

Angesichts der Verkürzungen kulturalistischer Rassismustheorien wird ein weiteres Mal deutlich, welche Vorteile die Weber'sche Unterscheidung von Stand und Klasse hat: Sie benennt und betrachtet zwei unterschiedliche soziale Logiken, ohne diese aufeinander zu reduzieren. Dennoch erweisen sich auch diejenigen Theorien als unbefriedigend, die sich in Anlehnung an Weber mit dem Problem des Rassismus auseinander gesetzt haben. Zum Beispiel schlägt Bader vor, Positionen „in der Sozialstruktur, welche durch ungleiche Verteilung der Verfügungsgewalt über Ressourcen, ungleiche Belohnungen und Bewertungen charakterisiert [sind, also Klassenpositionen, A.W.] (...), analytisch genau vom Problem der Rekrutierung oder Allokation von Individuen auf diese strukturell ungleichen Plätze zu unterscheiden, d.h. von den Kriterien und Mechanismen, auf Grund derer Individuen oder Gruppen selektiert oder ausgeschlossen werden“ (Bader 1998, S. 110). Für die Allokation sind laut Bader neben der Leistungsfähigkeit der Individuen auch askriptive Merkmale wie Ethnizität und Geschlecht ausschlaggebend. „Dominant negatives Prestige askriptiv unterschiedener Gruppen erlaubt es (...), die askriptiv kategorisierten Gruppen in allen gesellschaftlichen Feldern drastisch zu benachteiligen oder gar umfassend auszuschließen“ (ebd. 1998, S. 111).

Man fragt sich jedoch, weshalb eine solche systematische Beeinflussung der Allokation die objektiven Positionen im sozialen Raum unberührt lassen sollte. Bader selbst gesteht zu, dass „die strenge analytische Unterscheidung zwischen positionalen und allokativen Ungleichheiten (...) problematisch“ (ebd., S. 113) sei. Systematisch ungleiche Allokation verändert Klassenstrukturen ebenso wie der Kapitalbesitz eines Individuums dessen Allokationschancen positiv beeinflusst. Damit ist die neweberianische Unterscheidung von positionaler und allokativer Ungleichheit zwar dem reduzierten Blick auf ökonomische oder kulturelle Phänomene überlegen. Sie beschäftigt sich aber ebenfalls nicht ausreichend mit der Verknüpfung beider Logiken. Wünschenswert wäre ein Modell, das ihre Besonderheiten herausarbeitet und diese in theoretisch expliziter Weise miteinander vermittelt. Bezogen auf das Problem des Rassismus sollte man zeigen können, wie sich kulturelle Klassifikationen in sozialstrukturelle

Ungleichheiten und damit auch in alltagspraktische und institutionalisierte Diskriminierung übersetzen.

2 Ein strukturalistisches Modell des Rassismus

2.1 *Rassismus als Zuschreibung*

Im Bourdieu'schen Werk sind explizite Bezüge zum Problem des Rassismus eher selten. Sie bleiben auf Beispiele (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 177ff.) oder Fußnoten beschränkt (Bourdieu 1982, S. 746; 1983, S. 192). Ein Aufsatz Bourdieus widmet sich dem Regionalismus. In diesem verweist er darauf, dass die Kategorie „ethnische Gruppe“ ein Euphemismus für die in der Praxis immer noch wirksame „Rasse“ sei. (Bourdieu 1991a, S. 220ff.) An diesen wenigen Stellen erfasst Bourdieu Rassismus als ein Moment ethnischer Gemeinschaftsbildung, als Anhäufung sozialen Kapitals durch die Bildung und Zugehörigkeit zu einer Gruppe (Bourdieu 1983, S. 192). Er bezieht die Entstehung ethnischer Gruppen nicht systematisch auf sein Klassenmodell und behält so die Trennung zwischen Theorien der Gruppenbildung und Theorien der Klassenstruktur bei.

Wie oben gezeigt wäre es jedoch wünschenswert, die Bedeutung rassistischer Zuschreibungen für die Klassenbildung theoretisch expliziter zu erfassen. Bader, der sich im Unterschied zu Bourdieu intensiv mit dem Problem des Rassismus auseinandergesetzt hat, verwendet hierfür – ebenfalls in Anlehnung an Weber – den Begriff „Prestige“, bzw. führt den Begriff „negatives Prestige“⁵ ein. Durch Rassenkonstruktionen wird Gruppenzugehörigkeit gerade auch dann *zugeschrieben*, wenn einem askriptiven Merkmal keine ethnische Gruppe „für sich“ entspricht. Zum Beispiel wurden viele Afrodeutsche ebenso wie assimilierte Jüdinnen und Juden erst sekundär durch Rassismus bzw. Antisemitismus zur ethnischen Vergemeinschaftung gezwungen. Im Unterschied zu Prozessen der Ethnisierung beginnt rassistische Diskriminierung also schon in dem Moment, in welchem eine „Rassenzugehörigkeit“ als askriptives Merkmal konstruiert wird. Diese „gesellschaftlich dominante[n] Prestigebewertungen askriptiver Merkmale“ (Bader 1998, S. 111) beeinflussen laut Bader die „Chancen auf (...) (Arbeits-, Wohnungs-, Bildungs-, Heirats-) ‚Märkten‘ negativ“ und ebenso „die Chancen in Arbeitsprozessen und Organisationen“ (ebd.).

2.2 *Männliche Herrschaft*

Wenn sich das Problem des Rassismus besser mit einer Vorstellung von „gemindertem Prestige“ als mit dem Begriff der ethnischen Vergemeinschaftung erfassen lässt, verweist das im Bourdieu'schen Theoriegebäude auf den Gegenstandsbereich „männliche Herrschaft“ (Bourdieu 1997a/b) und etwas allgemeiner

⁵ Es ist allerdings fraglich, ob Prestige nicht eher als positive Ressource angesehen werden sollte.

„symbolische Gewalt“ (Bourdieu/Passeron 1973; Bourdieu 1991a/b, 1992, 1994, 1997a). An diesen Themen führt Bourdieu im Unterschied zu Bader genauer aus, wie sich askriptive Zuschreibungen so verfestigen, dass sie als Resource angesehen werden können: Sie erzeugen ungleiche Ausgangspositionen in den Heiratsmärkten, die sich auf Grund der besonderen Logik der Ökonomie des symbolischen Tauschs selbst stabilisieren.

„Um die Tatsache zu erklären, dass in den meisten uns bekannten Gesellschaften die sozial niedrigeren Positionen den Frauen vorbehalten sind, muss man die Asymmetrie des jeweiligen Status berücksichtigen, der den Geschlechtern in der Ökonomie des symbolischen Tauschs zugewiesen wird. Während die Männer die Subjekte der Heiratsstrategien sind, mit deren Hilfe sie an Erhalt oder Vermehrung ihres symbolischen Kapitals arbeiten, werden die Frauen immer als Objekte dieses Tauschverkehrs behandelt (...). Die männliche Herrschaft beruht somit auf der Logik der Ökonomie des symbolischen Tauschs, das heißt auf der Asymmetrie zwischen Männern und Frauen, die in der sozialen Konstruktion von Verwandtschaft und Heirat, Subjekt und Objekt, Akteur und Instrument festgeschrieben ist“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 210f.).

Die Basis der männlichen Herrschaft liegt also in der geschlechtsspezifischen Klassifikation, auf Grund derer Männer und Frauen mit ungleicher Ausgangsposition in Heiratsmärkte eintreten.

Allerdings bleibt es laut Bourdieu nicht bei diesem „kleinen“ Unterschied. Die ungleiche Ausgangsposition im Heiratsmarkt verfestigt sich zu tendenziell divergierenden Handlungsstrategien. Zum Beispiel wird eine Frau als graue Eminenz handeln, „die es hinnehmen muss, sich zurückzunehmen und als Machthaberin zu verleugnen, um Macht per Vollmacht auszuüben“ (Bourdieu 1997a, S. 164), wodurch sie wiederum als listig erscheint und so die Klassifikation der Frauen als Gegenteil der Männer stabilisiert. „Die symbolische Effizienz des *negativen Vorurteils*, in der sozialen Ordnung gesellschaftlich institutionalisiert, rührt zum großen Teil daher, dass es sich aus eigener Kraft bestätigt“ (Bourdieu 1997a, S. 162).

Klassifikationen schlagen sich also in ungleichen Handlungsstrategien nieder. Und mit der Zeit werden beide in die gesellschaftliche Ordnung eingeschrieben. Wenn objektive Strukturen, wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, und subjektive Strukturen, wie die dichotome und bewertende Klassifikation von Männern und Frauen, fraglos zueinander passen, spricht Bourdieu von symbolischer Macht bzw. Gewalt (Bourdieu 1997a, S. 209).⁶

⁶ Für traditionale Gesellschaften, die keine Reflexion möglich und keine ideologische Legitimation nötig machen, weil die objektiven Möglichkeiten und die subjektiven Aspirationen einander entsprechen (Bourdieu 1994), verwendet Bourdieu den Begriff „Doxa“. In Klassengesellschaften kann man von einer dominanten Kultur sprechen, die, ohne durchgängig selbstverständlich zu sein, doch alle anderen Kulturen dazu zwingt, sich als „Subkulturen“ im Hinblick auf ihre Distanz zur dominanten Kultur zu definieren (Bourdieu 1991a, S. 167).

„Die symbolische Macht ist eine Macht, die jedes Mal ausgeübt wird, wenn eine Macht (...) in die Hände von Agenten gelangt, deren Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien den Strukturen dieser Macht oder, genauer gesagt, ihrer Verteilung angepasst sind und die daher dazu neigen, sie als natürlich, als selbstverständlich wahrzunehmen und die ihr zugrunde liegende willkürliche Gewalt zu verkennen, sie also als legitim anzuerkennen“ (Bourdieu 1991b, S. 487).

Anhand des Gegenstandes „männliche Herrschaft“ beschreibt Bourdieu, wie sich ein kulturell erzeugter symbolischer Unterschied zu einer Ressource verfestigt, die alle Züge eines Kapitals trägt: Geschlechterverhältnisse sind langfristig stabil und bedingen deutlich ungleiche Lebenschancen. Dennoch gesteht Bourdieu diesem Herrschaftsverhältnis keinen Kapitalstatus zu, sondern denkt Klassifikationen wie Alter, Geschlecht und Ethnizität als allokativen Ungleichheiten innerhalb bestehender Klassenverhältnisse (vgl. Fußnote 2). Um seine Diskussion der männlichen Herrschaft für ein strukturalistisches Modell des Rassismus fruchtbar zu machen, bedarf es daher zweier Schritte. Zunächst muss gezeigt werden, dass sich Rassismus analog zur männlichen Herrschaft als eine durch symbolische Gewalt selbstverständlich gewordene ungleiche Ausgangsposition in Märkten denken lässt. In den folgenden Abschnitten wird dann untersucht, inwiefern solche Klassifikationen als eine spezifische Form des symbolischen Kapitals und damit als eine symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit angesehen werden können.

2.3 *Die Spezifik des Rassismus*

Bei Bourdieu zeichnet sich männliche Herrschaft dadurch aus, dass sie einen spezifischen Markt reguliert: den Heiratsmarkt resp. die familiäre Reproduktion. Im Unterschied dazu wird durch Rassenkonstruktionsprozesse die Position einer Gruppe in einer Vielzahl allgemeiner Märkte delegitimiert. Rassistisch Klassifizierte müssen beweisen, dass sie überhaupt zu denjenigen gehören, die zum freien Austausch zugelassen sind. Ihr Rechtsstatus ist unsicher. Sie können leichter angegriffen werden und sind als Gruppe von Ausgrenzung und Terror bedroht.

Rassismus ist eine sich selbst stabilisierende Praxis der symbolischen Delegitimierung. Die Spezifik des Rassismus besteht darin, dass er Menschen innerhalb eines sozialen Raumes dadurch schlechter stellt, dass er auf deren möglichen Ausschluss aus diesem Raum verweist. Dabei müssen rassistisch Dominierte nicht tatsächlich exkludiert werden. Damit sich die symbolische Delegitimierung in entsprechende Handlungsstrategien übersetzt und zu symbolischer Gewalt verfestigt, genügt es, dass ihr Anspruch auf Inklusion allgemein und situationsübergreifend als nicht oder weniger legitim angesehen wird. Zum Beispiel wird eine Arbeitgeberin einen Bewerber schon dann mit größerer Skepsis betrachten, wenn sie vermutet, dass dessen Beschäftigung ihr Probleme bereiten könnte. Und auch eine assimilierte Jüdin kann sich nie sicher sein, ob nicht

irgendwann wieder Ahnenforschung betrieben wird, die sie „enttarnt“ (Sartre 1989). Schon der systematische Zweifel an der Inklusionsberechtigung eines Personenkreises bringt eine symbolische Schlechterstellung mit sich, die sich in den Handlungstendenzen niederschlägt und damit in der von Bourdieu geschilderten Weise selbstläufig verfestigt. Insofern rassistische Delegitimierung objektiv besteht, ist sie auch dann, wenn in konkreten Interaktionen Gleichheit simuliert wird, nur zeitlich oder sozialräumlich suspendiert.

In der neueren Diskussion werden zwei Logiken des Rassismus unterschieden: der herabsetzende Rassismus, der ökonomische und soziale Ungleichheit legitimiert, und der differenzialistische Rassismus, der jenseits von Verteilungskonflikten Ausgrenzung mythisch rechtfertigt (Wieviorka 1995, S. 42ff.). In der hier vorgeschlagenen Begrifflichkeit lassen sich beide Logiken präzisieren und miteinander verknüpfen: Bleiben rassistisch Delegitimierte aus einer Gesellschaft ausgeschlossen, so verharrt die Beziehung zu ihnen in der mythischen Sphäre, nimmt also die irrationale Qualität einer Ausländerfeindlichkeit ohne AusländerInnen an, die ökonomische Ansätze so schwer erklären können. In diesem Fall handelt es sich um die differenzialistische Logik des Rassismus. Werden sie hingegen trotz ihres fragwürdigen Inklusionsanspruches zugelassen, dann nur als strukturell Benachteiligte. So kommt die ökonomisch ausbeutende, herabwürdigende Logik des Rassismus zu Stande. Die beiden Logiken passen zueinander wie die Seiten einer Medaille: Indem durch rassistische Unterscheidungen Menschen aus der Gemeinschaft derer ausgeschlossen werden, die sich als Gleiche anerkennen, verschlechtert sich auch ihre Position innerhalb der allgemeinen Märkte.⁷

Wenn man Rassismus – wie hier vorgeschlagen – primär über eine spezifische Delegitimierungslogik bestimmt, verzichtet man auf normative Eindeutigkeiten⁸ und vermeidet die eingangs kritisierten trennscharfen inhaltlichen Definitionen. Dennoch sind die Merkmale, auf die sich rassistische Delegitimierung im hier vorgeschlagenen Modell beziehen kann, nicht beliebig. Essenzialistische und insbesondere biologistische Attribute sind auf Grund ihrer scheinbaren Stabilität

⁷ Konkreter heißt das, dass Rassismus die durch Migration immer wieder zweifelhaft werdenden Grenzen moderner Institutionen (nationaler Wohlfahrtsstaat, demokratischer Rechtsstaat) reguliert (Bommes 1999). Da diese Institutionen im Prinzip inklusiv angelegt sind, kann ihre Schließung nur mehr willkürlich und historisch kontingent vollzogen werden. Rassismus ist ein ausgesprochen flexibler Mechanismus der Grenzregulation, der Grenzregime nicht nur nach außen, sondern auch innerhalb von Systemen durchsetzt. Es ist daher nicht sinnvoll, Rassismus als Relikt traditionaler Gemeinschaftsbildung anzusehen. Gerade weil die soziale Gruppenbildung den Zugang zu den allgemeinen Märkten und Institutionen weder normativ noch praktisch kontrollieren kann, gewinnt Rassismus eine solche Bedeutung.

⁸ Zum Beispiel lässt sich das nach dem „Ius Sanguinis“ formulierte Staatsbürgerschaftsrecht in dem hier vorgeschlagenen Modell als rassistisch begreifen, obwohl es von vielen nicht nur als legal, sondern auch als legitim angesehen wird.

besser für Rassenkonstruktionsprozesse geeignet als flexible Kriterien. Differenzzuschreibungen, bei denen sich ein Bezug zu einer realen oder imaginierten Gemeinschaft fantasieren lässt, sind auch als Anhaltspunkte für rassistische Grenzregulation plausibel. Prinzipiell sind die Inhalte rassistischer Klassifikationen jedoch kontingent, und häufig werden diese Klassifikationen kontrafaktisch auch dann durchgesetzt, wenn der Zuschreibung keine soziale Realität entspricht. Zu rassistischen Klassifikationen werden Merkmale nicht durch ihren Inhalt, sondern durch ihre Funktion der Grenzkontrolle im Modus symbolischer Delegitimierung.

3 Die Verfestigung von Differenzzuschreibungen zu symbolischem Kapital und sozialer Ungleichheit

3.1 Kapitalbegriff

Die hier geschilderte Praxis der Delegitimierung stabilisiert sich in der von Bourdieu für die männliche Herrschaft angedeuteten Weise. Primär geht es um eine symbolische Klassifikation, auf Grund derer Menschen mit unterschiedlicher Ausgangsposition in Märkte eintreten und daher tendenziell unterschiedlich handeln. Mit der Zeit verfestigt sich dieser Unterschied. Er wird zumindest in Teilen stabil und gewinnt damit den Charakter einer Ressource. In dieser Hinsicht wird das Problem des Rassismus für ein Modell sozialer Ungleichheit relevant, denn in seinen stabilen Erscheinungsformen kann Rassismus analog zum Begriff des symbolischen Kapitals konzipiert werden.

Bourdieu betont, dass Kapitalien nicht nur als materielle Güter gedacht werden sollten, die mit dem Ziel der Profitmaximierung ausgetauscht werden. Vielmehr können gerade die „nicht-ökonomischen“ und uneigennütigen Austauschbeziehungen Ungleichheit wirksamer verschleiern und reproduzieren, als dies beim materiellen Besitz im engeren Sinne der Fall ist. Dennoch wird der Kapitalbegriff nicht diffus. Ungleichheiten in der Kapitalausstattung sind einerseits Ergebnisse früherer Arbeit.⁹ Kapital ist „akkumulierte Arbeit, entweder in der objektiven Form von materiellen Gütern oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“ (Bourdieu 1983, S. 183). Andererseits ist der Kapitalbegriff Ausdruck für die „der Objektivität der Dinge innewohnende Kraft, die dafür sorgt, dass nicht alles gleich möglich oder gleich unmöglich ist“ (ebd.). D.h. dass die Kapitalausstattung als Voraussetzung von Handlungen deren Möglichkeitsspielräume begrenzt.

Wenn sich ungleiche Ausgangspositionen in Märkten mit der Zeit zu symbolischer Gewalt verfestigen, entsteht eine langfristig stabile Ungleichheitsbeziehung, die u.a. auch in objektivierten oder inkorporierten Formen ihren Ausdruck findet. Für rassistische Klassifikationen ist besonders

⁹ Auch Arbeit wird im weiteren Sinne verstanden und schließt z.B. die Durchsetzung von Herrschaft ein (vgl. S. 98).

druck findet. Für rassistische Klassifikationen ist besonders typisch, dass neben Gegenständen – wie dem Pass, mit dem man bei entsprechendem Aussehen an der Grenze nur winken muss – auch körperliche Merkmale zu symbolischen Gütern werden, z.B. zu „schöner“ heller Haut. Rassistische Klassifikationen werden als Anspruchshaltung und selbstverständliche Praxis inkorporiert, z.B. in der von Rommelspacher (1995) beschriebenen Dominanzkultur. Auch das Staatsbürgerschafts- und Ausländerrecht kann als Institutionalisierung rassistischer Grenzziehungen angesehen werden, insofern es sich auf langfristig stabile, essenzialistische Merkmalskonstruktionen bezieht.¹⁰

Ähnlich wie beim kulturellen Kapital muss die Akkumulation von rassistischem Prestige als langfristig angesehen werden. Nur durch die allgemein anerkannte Verschärfung und Stabilisierung von Rassenkonstruktionen steigert sich das Kapital, vergrößern sich also die stabilen Ressourcen einer rassistisch dominanten Gruppe. Analog zum sozialen Kapital handelt es sich um eine kollektiv geteilte Ressource, die jedoch von einzelnen RepräsentantInnen der Gruppe in besonderem Maße genutzt werden kann. Unter der Voraussetzung, dass rassistische Klassifikationen zumindest zum Teil institutionalisiert und inkorporiert sind, ist es also möglich, ihnen den Kapitalstatus zuzuerkennen und sie so systematisch auf ein Modell sozialer Ungleichheit zu beziehen. Es handelt sich um ungleich verteilte Ressourcen, die die Lebenschancen ihrer BesitzerInnen maßgeblich beeinflussen.

3.2 *Kapitalsorte*

Wenn rassistische Klassifikationen mindestens zum Teil die Form einer stabilen Ressource annehmen, wäre in einem nächsten Schritt zu fragen, um welche Art von Kapital es sich dabei handeln könnte. Im Prinzip hat man an dieser Stelle zwei Möglichkeiten. Man kann eine weitere Kapitalsorte erfinden, z.B. das rassistische Kapital. Hiergegen spricht, dass eine solche Neuschöpfung das Bourdieu'sche Modell additiv um eine Kapitaldimension ergänzt, die analytisch ungenügend in dieses Modell eingebunden ist. Umgekehrt könnte man versuchen, die hier beschriebene Delegitimationslogik unter ein vorhandenes Kapital zu subsumieren. Da sich Rassismus – wie oben angedeutet – nicht auf ökonomische, kulturelle oder soziale Ungleichheiten reduzieren lässt, könnte dies am wahrscheinlichsten beim symbolischen Kapital gelingen. Für diese Argumentationsrichtung spricht weiterhin, dass rassistische Klassifikationen auf symbolischen Unterschieden beruhen, die sich in symbolischer Gewalt verfestigen. Außerdem bleibt das symbolische Kapital laut Fröhlich sowohl bei Bourdieu als auch in der Bourdieu-Rezeption unterbestimmt (Mörth/Fröhlich 1994, S. 37).

¹⁰ Vgl. Bröskamp (1993), der die deutsche Staatsbürgerschaft als institutionalisiertes kulturelles Kapital bezeichnet.

Das eröffnet die Möglichkeit, eine Unterform des symbolischen Kapitals zu entwerfen, die in das Bourdieu'sche Theoriegebäude passt und zugleich der spezifischen Logik einer durch symbolische Delegitimation erzeugten Ressource gerecht wird.

Gerade symbolisches Kapital wird bei Bourdieu doppelt charakterisiert. Er betont einerseits, dass es sich von der Ungleichverteilung der anderen Kapitalsorten ableiten lässt und diese verschleiert. So gesehen handelt es sich um keine wirklich eigenständige Ressource. Andererseits macht er deutlich, dass der Wert der anderen Kapitalien in unterschiedlichem Ausmaß von kollektiv geteilten Übereinkünften, von der Legitimität und dem Prestige der jeweiligen Ressource bestimmt wird. In dieser Deutung beeinflusst symbolisches Kapital den Kurswert der anderen Kapitalsorten.¹¹

Auch rassistisches symbolisches Kapital lässt sich einerseits als eigenständige Ressource verstehen, während es andererseits den Wert und die Verteilung der anderen Kapitalien systematisch beeinflusst.¹² Eigenständig ist rassistisches symbolisches Kapital insofern, als rassistisch Dominierte schlechter gestellt sind als rassistisch Dominante mit vergleichbarem sonstigen Kapitalrepertoire. Andererseits führt symbolische Delegitimierung aber auch dazu, dass rassistisch Dominierte ihr sonstiges Kapital nur zu einem schlechteren Kurs eintauschen können als rassistisch Dominante. Außerdem ist rassistische Delegitimierung in die Struktur der Ressourcen eingeschrieben, die auf den allgemeinen Märkten gehandelt werden. Da der Wert des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals von dessen Legitimität abhängig ist, sind die Ressourcen von delegitimierte Gruppen meist schon per se weniger wert.

Ein solcher doppelter Zusammenhang mit den anderen Kapitalsorten ist gut geeignet, um die empirischen Auswirkungen rassistischer Differenzkonstruktionen zu erfassen. Hinsichtlich des *ökonomischen* Kapitals gehören rassistisch dominierte Gruppen im Allgemeinen zu den Ärmsten einer Gesellschaft; sie unterschichten diese (Myrdal 1964, Hoffmann-Nowotny 1973, Rex/Mason 1986, 74f.). Zugleich zielt z.B. der Antisemitismus auf eine Gruppe, deren ökonomisches und kulturelles Kapital sich nicht signifikant von der rassistisch dominanten Bevölkerung unterscheidet. Das *soziale* Kapital vieler rassistisch dominierter Gruppen konzentriert sich auf gesellschaftlich marginale „ethnische“ Communities. U.a. deshalb wird Rassismus von einer Vielzahl von AutorInnen als sozialer Konflikt zwischen ethnischen bzw. regionalistischen Gruppen konzeptualisiert (z.B. Bentley 1987). Dass machtförmige Prozesse kollektiver Delegitimierung oft erst sekundär zu ethnischer Vergemeinschaftung

¹¹ Überblick bei Mörth/Fröhlich 1994, S. 34ff.

¹² Da es sich beim Bourdieu'schen Modell des sozialen Raumes um eine relationale Vorstellung von Klassenverhältnissen handelt, ist diese Doppeldeutigkeit auch für die anderen Kapitalsorten gegeben. Beim symbolischen Kapital wird sie jedoch besonders offensichtlich.

führen, zeigt sich an rassistisch dominierten „Gruppen“, wie den schwarzen Deutschen, die Rassismus auch dann ausgesetzt sind, wenn ihre sozialen Netzwerke ausschließlich aus weißen Deutschen bestehen (Mecheril/Teo 1994, Lwanga 1998). Ihnen wird eine Zugehörigkeit zugeschrieben, die sie selbst nicht durch „unaufhörliche *Beziehungsarbeit* in Form von ständigen Austauschakten“ (Bourdieu 1983, S. 193) – so die Bourdieu'sche Definition des sozialen Kapitals – bestätigen.

Am *kulturellen* Kapital wird besonders deutlich, wie der Wert der anderen Kapitalsorten von deren symbolischer Legitimität abhängt. Das kulturelle Kapital setzt Werthierarchien voraus, durch die sich kulturelle Marginalität fast zwangsläufig in einen Mangel an legitimer Kultur „verwandelt“. So wird im deutschen Schulsystem aus einem mehrsprachigen Kind ein nicht-deutschsprachiges Kind (z.B. Gomolla 1998). Und wenn dieses Kind dennoch ein gutes Abitur macht, kann es dieses „wegen“ seines Aussehens, seines Akzentes, seines religiösen Bekenntnisses, seiner Staatsbürgerschaft, also unter Verweis auf eine Vielzahl von Merkmalen schlechter in einen Arbeitsplatz eintauschen als Deutsche mit vergleichbarem kulturellen Kapital (Goldberg et al. 1995).

Die doppelte Wirksamkeit des symbolischen Kapitals ist also auch bei rassistischer Delegitimierung gegeben. In der Tendenz besteht eine Korrelation zwischen der Klassifikation als „rassistisch dominiert“ und spezifischen Kapitalmängeln. Häufig handelt es sich hierbei nicht um einen absoluten Mangel – sofern man von einem solchen überhaupt sprechen kann –, sondern um einen Mangel, der sich aus der Illegitimität oder Marginalität von bestimmten Formen sozialen und kulturellen Kapitals ableitet. Rassistische Delegitimierung lässt sich andererseits aber nicht auf einen Mangel anderer Kapitalsorten reduzieren; vielmehr wird sie auch dann wirksam, wenn soziale Gruppen über die gleiche Kapitalmenge und -struktur verfügen und sich nur gemäß rassistischer Differenzzuschreibungen unterscheiden.

Trotz dieser strukturellen Ähnlichkeit zwischen dem Bourdieu'schen symbolischen Kapital und der Ressource, die hier neu eingeführt werden soll, unterscheiden sich die beiden Konzepte.¹³ Das Bourdieu'sche symbolische Kapital ist stets „positiv“; es beschreibt symbolische Aufwertung. Bei Rassismus geht es zwar implizit ebenfalls um die Aufwertung der dominanten Gruppe. Diese äußert sich jedoch primär in der Delegitimierung der rassistisch Dominierten. Nur durch deren Ausschluss aus den allgemeinen Märkten werden diejenigen, die als „Gleichberechtigte“ Zugang haben, mittelbar privilegiert.

¹³ Und da Bourdieu schon davor zurückschreckt, die männliche Herrschaft systematisch mit seinem Kapitalmodell zu verknüpfen (vgl. FN 2), würde er auch rassistische Delegitimierung nicht als kapitalförmig ansehen. Es ist jedoch theoretisch möglich und sinnvoll dies zu tun, und es wäre zu prüfen, ob eine ähnliche Argumentation nicht auch für die männliche Herrschaft denkbar ist.

als „Gleichberechtigte“ Zugang haben, mittelbar privilegiert. Durch die Bezeichnung der hier umschriebenen Ressource als „rassistisches symbolisches Kapital“ wird einerseits deutlich, dass sie der Logik der Ökonomie des symbolischen Tauschs folgt. Zum Beispiel kann rassistisches symbolisches Kapital durch eine Art „symbolische Akkumulation“ vermehrt werden. Ist sich die Mehrheit einig, dass ein kleiner Unterschied große Bedeutung hat, so wächst auch ihr rassistisches symbolisches Kapital. Andererseits wird mit der Ergänzung „rassistisch“ eine spezifische Logik des symbolischen Kapitals bezeichnet: Bei rassistischem symbolischem Kapital handelt es sich um die stabil inkorporierten Aspekte einer Delegitimationspraxis, die den (un-)gleichberechtigten Zugang zu den allgemeinen Märkten reguliert.

3.3 *Eine symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit*

Unter der Voraussetzung, dass zumindest ein Teil der rassistischen Delegitimierungspraktiken sich in Form von rassistischem symbolischem Kapital verfestigt, können die Auswirkungen der kulturellen Differenzzuschreibung „Rasse“ systematisch auf das Problem der sozialen Ungleichheit bezogen werden. Auch hierfür bietet sich das Bourdieu'sche Theoriegebäude an. Wie erwähnt ist sein Klassenmodell offen für kulturelle und symbolische Ressourcen, und er selbst führt am Beispiel realsozialistischer Gesellschaften aus, dass er mit der Einführung des „politischen Kapitals“ nach den Unterscheidungsprinzipien sucht, die „für diese Gesellschaft[en, A.W.] charakteristisch sind“ (Bourdieu 1998, S. 29). In rassistisch strukturierten Gesellschaften könnte eine Ressource „rassistisches symbolisches Kapital“ durchaus für ein Verständnis der Klassenverhältnisse notwendig sein.

Bourdieu denkt die objektive Struktur des sozialen Raumes als Gefüge von Ungleichheitsrelationen, die sich wechselseitig aufeinander beziehen.

„Eine soziale Klasse ist definiert weder durch *ein* Merkmal ..., noch durch eine *Summe* von Merkmalen (Geschlecht, Alter, soziale und ethnische Herkunft – z.B. Anteil von Weißen und Schwarzen, von Einheimischen und Immigranten, etc. – Einkommen, Ausbildungsniveau, etc.), noch auch durch eine *Kette* von Merkmalen, welche von einem Hauptmerkmal (der Stellung innerhalb der Produktionsverhältnisse) kausal abgeleitet sind. Eine soziale Klasse ist vielmehr definiert durch die *Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen*, die jeder derselben wie den Wirkungen, welche sie auf die Praxisformen ausübt, ihren spezifischen Wert verleiht“ (Bourdieu 1982, S. 182).

Wenn die stabilen Aspekte des Rassismus als rassistisches symbolisches Kapital gedacht werden können, so müsste dieses den sozialen Raum neben ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital mit strukturieren. Das heißt, dass Klassen „an sich“, also Cluster von Menschen mit ähnlicher Kapitalverteilung,

unter anderem auch durch einen ähnlichen Besitz von rassistischem symbolischen Kapital gekennzeichnet sein könnten.

Damit würde rassistisches symbolisches Kapital aber nicht automatisch für die Bildung sozialer Klassen „für sich“ relevant. Nach Bourdieu wird der soziale Raum zwar durch eine Vielzahl von Ungleichheitsrelationen objektiv strukturiert. Doch „die Vielzahl von Determinierungen führt keineswegs zur Indetermination, sondern im Gegenteil zur *Überdeterminierung*“ (ebd., S. 184). Durch den engen Zusammenhang zwischen den Kapitalsorten kann man wenige Ungleichheitsrelationen als zentral für die Struktur einer Gesellschaft annehmen. Für die von Bourdieu untersuchte französische Gesellschaft sind das in erster Linie das ökonomische und das kulturelle Kapital.

Allerdings setzt Bourdieu gerade den mehr oder weniger abgeschlossenen sozialen Raum voraus, der m.E. u.a. durch rassistische Delegitimierung erst hergestellt wird. Man muss sich also fragen, ob er nicht eine zentrale Ungleichheitsdimension übersieht. Z.B. kritisiert Kreckel den „nationalstaatszentrierten Gesellschaftsbegriff“ (1991, S. 379) der Ungleichheitsforschung und verweist darauf, dass der Nationalstaat (und in seinem Gefolge Ethnizität und Rassismus) „der wichtigste institutionelle Garant des weltweiten Systems *territorialer Ungleichheit*“ (ebd., S. 376) sei.¹⁴

Akzeptiert man dennoch die Prämisse einer nach außen abgrenzbaren Gesellschaft, so müsste sich der ungleiche Zugang zu den allgemeinen Märkten dieser Gesellschaft auch in deren Ungleichheitsrelationen niederschlagen. Allerdings würde rassistisches symbolisches Kapital *innerhalb* eines nationalstaatlich umgrenzten sozialen Raumes keine für alle Klassen zentrale, aber doch immerhin eine bedeutsame Ungleichheitsrelation darstellen, denn in einem durch Ungleichheitsrelationen strukturierten sozialen Raum ergibt sich je nach Blickwinkel ein unterschiedliches Bild (vgl. Abbildung). So wäre für rassistisch delegitimierte Gruppen zu erwarten, dass sich rassistisches symbolisches Kapital als eine zentrale Dimension ihrer Kapitalausstattung erweist. Demgegenüber stellt diese Ressource für die rassistisch Dominanten einen eher nebensächlichen Aspekt ihres Kapitalvolumens dar. Für sie sind Unterschiede im ökonomischen oder kulturellen Kapital für die Konkurrenz mit anderen Klassen von größerer Relevanz. Die unterschiedliche Bedeutung von rassistischem symbolischen Kapital für verschiedene Klassen würde erklären, warum Rassismus aus Sicht vieler Dominierten als eine zentrale Dimension sozialer Ungleichheit erscheint, während er für die Position von rassistisch dominanten Angehörigen der herrschenden Klassen eine eher implizite Bedeutung annimmt. Für sie ist

¹⁴ Für eine grundsätzliche Kritik des Containermodells der Gesellschaft siehe Urry (2000). Für eine transnationale Ungleichheitssoziologie: Jain (im Erscheinen).

der Besitz von rassistischem symbolischen Kapital so selbstverständlich und zugleich so nebensächlich, dass sie ganz automatisch über es verfügen.¹⁵

Hier muss betont werden, dass diese objektive Struktur des sozialen Raums nur wenig über die Bildung realer Klassen aussagt. Zwar ist für „die Konstruktion von Gruppen (...) [d]ie Chance ihres Gelingens (...) umso höher, je stärker sie sich auf die Wirklichkeit, das heißt wie bereits gesagt, auf objektive Affinitäten zwischen den Menschen, die zu einer Gruppe zusammengefügt werden sollen, gründen kann“ (Bourdieu 1992, S. 152f). Normalerweise wählen soziale Bewegungen jedoch unter der Vielzahl der objektiven Affinitäten wenige aus und erklären diese zum „Hauptwiderspruch“. In dem hier vorgeschlagenen fiktiven Modell des sozialen Raumes ist z.B. offen, ob sich gebildete MigrantInnen mit den rassistisch dominierten unteren Klassen solidarisieren oder ob sie sich in der gebildeten Mittelschicht assimilieren. Auch wäre denkbar, dass sich ein Teil der rassistisch Dominanten als HäretikerInnen ihrer Klasse mit den Ausgegrenzten organisiert.

Man muss die objektive Struktur des sozialen Raumes also auf die Interaktionsebene und insbesondere das Feld politischer Organisation übersetzen. Es ist anzunehmen, dass diese Übersetzung je nach Feld oder sozialer Situation unterschiedlich ausfallen kann und dass sie von historisch kontingenten Entwicklungen beeinflusst wird. Dennoch zeigt das Modell, dass die Bildung sozialer Klassen auf einer grundsätzlichen Ebene von rassistischem symbolischem Kapital strukturiert werden kann, ohne dass dies notwendigerweise für alle Angehörigen eines sozialen Raums zu jedem Zeitpunkt offensichtlich sein muss.

¹⁵ Damit könnte man im Übrigen auch erklären, warum Ungleichheiten, die in erster Linie marginale „Stände“ betreffen, auch in der Wahrnehmung der Ungleichheitsforschung eher als „zusätzliche“ denn als „zentrale“ Dimensionen sozialer Ungleichheit erscheinen.

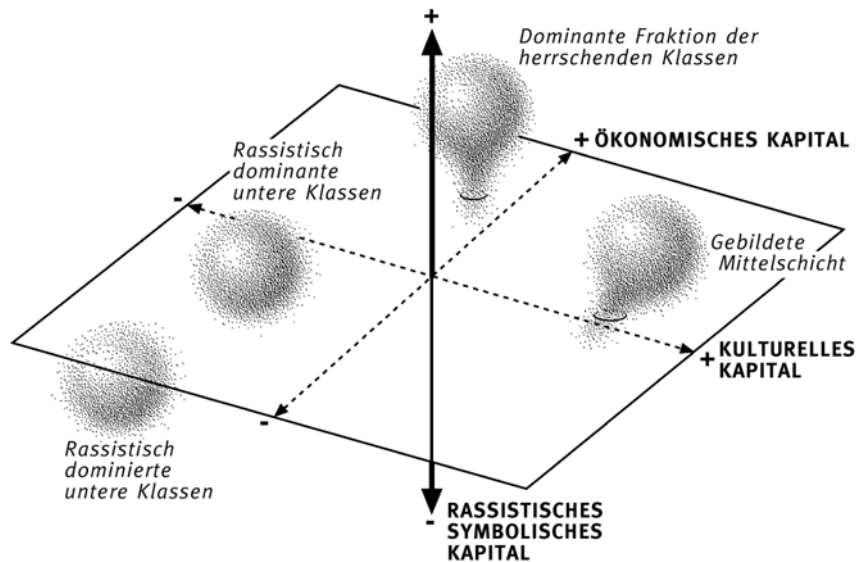


Abbildung 1: Fiktive Anordnung der Klassen in einem um rassistisches symbolisches Kapital erweiterten objektiven sozialen Raum

3.4 Die kulturelle Reproduktion einer symbolisch vermittelten Dimension sozialer Ungleichheit

An dieser Stelle ließe sich einwenden, dass die obige Darstellung die Problematik ökonomischer Verkürzungen wiederhole. Wenn man lediglich einem modernisierten Modell der Klassengesellschaft eine weitere Ressource hinzufügt, geht man in nichts über additive Modelle neuer sozialer Ungleichheiten hinaus. Als erklärungskräftige Neuerung lässt sich das hier vorgeschlagene Modell nur betrachten, wenn man die spezifische Logik symbolischer Märkte mit der objektiven Struktur des sozialen Raumes zusammendenkt. Das der Weber'schen Spaltung verhaftete Bourdieu'sche Modell wird also in zwei Richtungen ergänzt: Wenn sich ungleiche Ausgangspositionen in den allgemeinen Märkten in der von Bourdieu gedachten Weise selbst verfestigen, muss man annehmen, dass sie zumindest in ihren langfristig stabilen, symbolisch gewaltsamen Aspekten die Form von rassistischem symbolischem Kapital annehmen. Damit kann gezeigt werden, wie sich kulturelle Differenzzuschreibungen auf die objektiven Strukturen sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft auswirken. Umgekehrt bleibt eine symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit aber weiter-

hin von der Logik der Ökonomie des symbolischen Tauschs geprägt. Ihre besondere Qualität liegt darin, dass sie von kulturellen Aushandlungsprozessen abhängig ist, und man muss die spezifisch kulturelle Logik analysieren, durch die sie sich stabilisiert.

Die Reproduktion einer symbolisch vermittelten Dimension sozialer Ungleichheit ist durch ein dynamisches Wechselspiel von symbolischer Gewalt und symbolischen Kämpfen gekennzeichnet. Symbolische Gewalt verfestigt sich selbstläufig, solange objektive und subjektive Strukturen zueinander passen. „[T]he dominant class has only to *let the system they dominate take its own course* in order to exercise their domination (Bourdieu 1994, S. 184). Zu symbolischen Kämpfen kommt es, wenn diese Passung in eine objektive Krise gerät. Das ist vor allem dann der Fall, wenn Herrschaft brüchig wird oder neu durchgesetzt werden soll, oder wenn verschiedene Dimensionen symbolischer Gewalt miteinander konkurrieren. Der oben zitierte Satz wird folgendermaßen fortgesetzt: „but until such a system exists, they [the dominant class, A.W.] have to work directly, daily, personally, to produce and reproduce conditions of domination which are even then never entirely trustworthy“ (ebd.).

Wenn man analytisch zwischen der Reproduktion von Rassismus durch symbolische Gewalt und symbolische Kämpfe unterscheidet, wird deutlich, dass sich die Rassismusforschung bisher fast ausschließlich auf letztere konzentriert hat. In symbolischen Kämpfen wird über den Wert von rassistischem symbolischen Kapital verhandelt. Politische Bewegungen wollen rassistische Klassifikationen stabilisieren oder entschärfen. Antirassistisch Engagierten geht es darum, rassistisches symbolisches Kapital im Wert herabzusetzen oder in seinen Voraussetzungen zu untergraben.

Da symbolische Gewalt in der dominanten Kultur als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, sind die stabil institutionalisierten Aspekte des Rassismus nur schwer erkennbar. Gerade für die herrschenden Klassen, die sich im Einklang mit der dominanten Kultur befinden, wird das soziale Problem des Rassismus erst erkennbar, wenn es zum Gegenstand symbolischer Kämpfe geworden ist. Zugleich umreißen die Grenzen symbolischer Kämpfe den Bereich dessen, „what goes without saying and what cannot be said for lack of an available discourse“ (Bourdieu 1994, S. 165), also diejenigen Aspekte des Rassismus, die im Modus der symbolischen Gewalt reproduziert werden.

Der Unterschied zwischen symbolischer Gewalt und symbolischen Kämpfen kann am Beispiel der US-amerikanischen Sklavenhaltergesellschaft illustriert werden. Gemäß der „One-Drop-Rule“ (zum Folgenden vgl. Davis 1992) wurden und werden in den USA alle Menschen mit „einem Tropfen schwarzen Blutes“ als Schwarze angesehen. Die „One-Drop-Rule“ war zunächst eine durchaus kontingente und umstrittene soziale Regel, da sie im Wesentlichen dazu diente, dass weiße Sklavenhalter ihre Kinder, die sie mit schwarzen Sklavinnen zeugten, als Sklaven weiterverkaufen konnten. Interessanterweise wird

sie aber heute in den USA sowohl von Weißen als auch von Schwarzen als selbstverständlich angesehen. Einerseits kommt die „One-Drop-Rule“ dem dichotomen Weltbild von RassistInnen entgegen; andererseits versieht sie die schwarze Bürgerrechtsbewegung mit dem größtmöglichen Mobilisierungspotenzial. Die Existenz und Abgrenzung von „Rassen“ ist in Institutionen und Praktiken verankert, so dass sie trotz massiver Auseinandersetzungen über die Ressourcenverteilung zwischen den „beiden Rassen“ als unhinterfragte, symbolisch gewaltsame Unterscheidung im Hintergrund der politischen Kämpfe bestehen bleibt.

Die Aspekte des Rassismus, die im Modus der symbolischen Gewalt vorliegen, werden also nicht im Rahmen von Meinungskämpfen reproduziert, sondern sind selbstverständlicher Bestandteil einer Weltsicht, eines Habitus. In einer rassistisch strukturierten Gesellschaft machen rassistisch Dominante und rassistisch Dominierte tendenziell verschiedene Erfahrungen. Daher sind auch ihre Praktiken von vornherein an unterschiedliche Möglichkeitsräume angepasst. Bspw. kommen rassistisch Dominante aus der Mittelschicht problemlos durch den Zoll. Die Männer müssen im öffentlichen Raum keine Angst vor Übergriffen haben, und wenn sie eine Wohnung oder einen Arbeitsplatz suchen, werden sie gemäß ihrer Leistungsfähigkeit und nicht gemäß ihres Aussehens beurteilt. Es ist leicht für sie, das Gefühl zu entwickeln, dass ihnen bestimmte Ressourcen zustehen, dass ihnen die Welt offen steht und dass sie vieles von dem, was sie wollen, erreichen können. Sie entwickeln einen „klassenspezifischen Habitus“, eine verinnerlichte, verkörperlichte und praktische Perspektive auf die Welt, die ihrer objektiven sozialen Position entspricht. Und das nicht, weil ihre Handlungsstrategien bewusst geplant wären, sondern weil sie vergleichsweise gut zu der Welt passen, in der sie leben (Bourdieu 1987).

„Allerdings kann man es ablehnen, in der Strategie das Produkt eines unbewussten Programms zu sehen, ohne sie deshalb zum Ausfluss eines bewussten rationalen Kalküls zu erheben. Die Strategie ist vielmehr das Produkt des praktischen Sinns als eines ‚Spiel-Sinns‘, eines Sinns für ein historisch bestimmtes, besonderes soziales Spiel, der in frühester Kindheit durch Teilnahme an den sozialen Aktivitäten ... erworben wird. Der gute Spieler, gewissermaßen das Mensch gewordene Spiel, tut in jedem Augenblick das, was zu tun ist, was das Spiel verlangt und erfordert“ (Bourdieu 1992, S. 83).

In dem Moment, in dem Rassismus für die Klassenbildung auch nur am Rande relevant wird, heißt das, dass sich im klassenspezifischen Habitus Perspektiven auf Rassismus und Praktiken im Umgang mit Rassismus wiederfinden lassen sollten. Die Interaktionen und die subjektiven Wahrnehmungsweisen werden dann in einer sehr grundsätzlichen Weise dadurch beeinflusst, ob AkteurInnen einer rassistisch dominanten oder einer rassistisch dominierten Gruppe angehören. Bourdieu macht das am Beispiel eines Gesprächs zwischen einem schwarzen und einem weißen Amerikaner deutlich: „das sind nicht einfach zwei Per-

sonen, die miteinander reden, sondern, über sie vermittelt, die ganze Kolonialgeschichte oder die ganze Geschichte der ökonomischen, politischen und kulturellen Unterdrückung der Schwarzen (oder der Frauen, Arbeiter, Minoritäten, usw.) in den Vereinigten Staaten“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 178f.).

Innerhalb einer dominanten Kultur wird es nicht immer möglich sein genau zu zeigen, inwiefern symbolisch gewaltsame Klassifikationen das Handeln strukturieren. Dennoch ist das Konzept der symbolischen Gewalt notwendig, wenn man neben den expliziten Erscheinungsformen des Rassismus auch die Institutionen und Praktiken erfassen will, die zur impliziten Stabilisierung von rassistischem symbolischen Kapital beitragen.

4 Rassistische Effekte unter antirassistisch engagierten MultiplikatorInnen

Wenn sich kulturelle Klassifikationen zu einer stabilen Ressource und damit zu einer Dimension sozialer Ungleichheit verfestigen können und umgekehrt eine symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit stark von kultureller Reproduktion abhängig ist, eröffnet dies auch für die empirische (Rassismus-) Forschung neue Perspektiven. Diese betreffen einerseits die Zielgruppe und andererseits die Gegenstandskonstruktion der Forschung. Diese beiden Perspektivverschiebungen sollen anhand einer empirischen Untersuchung antirassistisch engagierter Realgruppen (Weiß 2001) dargestellt werden.

4.1 Zielgruppe

In der empirischen Forschung zu Rassismus werden häufig Meinungen untersucht; es geht also primär darum, den prozentualen Anteil von Menschen mit rassistischer Einstellung an der Bevölkerung zu bestimmen (Silbermann/Hüser 1995). Diskursanalytische Zugänge kritisieren diese Herangehensweise, folgen aber teilweise ebenfalls der „Logik des Gerichtsverfahrens“ (Wacquant in diesem Band), d.h. sie weisen breiteren Bevölkerungsgruppen nach, dass diese ebenfalls latent rassistische Diskurse vertreten (Van Dijk 1987). Aus der hier vorgeschlagenen Perspektive erscheinen beide Herangehensweisen problematisch. Während die Umfrageforschung Rassismus als ein Problem devianter Personengruppen individualisiert (Wetherell/Potter 1992), belegen Diskursanalysen ein Phänomen, das nicht weiter verwundern sollte. Denn wenn rassistische Klassifikationen in einer Gesellschaft stabil institutionalisiert sind, ist es weder erstaunlich noch erklärungsbedürftig, dass sozial kompetente AkteurInnen diese in ihren Diskursen reproduzieren und in ihren Handlungen berücksichtigen.

Für die empirische Forschung wird damit eine Gruppe interessant, der bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde.¹⁶ Bei antirassistisch Engagierten, die sich aus eigenem Interesse heraus gegen Rassismus wenden, kann man voraussetzen, dass ihre Handlungen keine rassistischen Absichten verfolgen. Wenn sie in ihren Diskursen und Praktiken dennoch punktuell rassistisches symbolisches Kapital stabilisieren, muss man annehmen, dass es sich um die nicht intendierte Reproduktion von rassistischen Strukturen handelt.

Für die hier dargestellte Studie wurden zwischen Juni 1996 und Februar 1998 fünf antirassistisch engagierte Gruppen und zwei nicht engagierte Kontrollgruppen untersucht. Alle Gruppen gehörten der gebildeten Mittelschicht an, d.h. von wenigen Ausnahmen abgesehen verfügten ihre Mitglieder über akademische Abschlüsse. Die antirassistischen Gruppen bemühten sich um Einfluss auf die öffentliche Meinung: eine als Partei, zwei als Nichtregierungsorganisationen, eine als Zusammenschluss professioneller TrainerInnen und eine als kommunale soziale Einrichtung. Ihre Mitglieder waren – wie für viele antirassistische Gruppen in Deutschland typisch – mehrheitlich weiße Deutsche (1 bis 3 MigrantInnen oder schwarze Deutsche pro Gruppe). Alle weiteren Merkmale (u.a. ost-/westdeutsche Herkunft, Tätigkeitsschwerpunkt) folgten dem Prinzip der maximalen Varianz. So ist in zwei antirassistischen Gruppen die Mehrzahl hauptberuflich mit dem Thema beschäftigt, weitere zwei sind ehrenamtlich engagiert und eine Gruppe ist in dieser Hinsicht heterogen. Drei antirassistische Gruppen konnten der bürgerlich-humanistischen Strömung der antirassistischen Bewegung zugerechnet werden, eine dem feministischen und eine dem linksradikalen Flügel.

Bei der Untersuchung von antirassistischen Gruppen zeigte sich, dass sie einerseits explizite Rassismen sehr viel kompetenter vermeiden konnten als die nicht antirassistisch engagierten Kontrollgruppen. Andererseits fanden sich „rassistische Reste“, die sich dieser bewussten Selbstkontrolle entzogen. Angesichts dieses Ergebnisses wird das hier vorgestellte Modell plausibler. Zugleich verschiebt sich das primäre Forschungsinteresse auf einen neuen Gegenstand: Erklärungsbedürftig ist nicht länger der Umstand, *dass* Rassismus reproduziert wird, sondern vielmehr die Frage, wie diese Reproduktion erfolgt und wie sie vermieden werden kann.

4.2 *Gegenstand*

Tatsächlich setzen die antirassistischen Gruppen eben den Punkt voraus, der in der Rassismusforschung gemeinhin als erklärungsbedürftig gilt. Sie stellen fest, dass es ihnen trotz ihres langfristigen antirassistischen Engagements nicht immer gelingt, rassistische Effekte zu vermeiden. Daher dienen ihre gruppeninter-

¹⁶ Mit Ausnahme von Bonnett (1993) und Heß/Linder (1997).

nen Diskussionen u.a. dem Zweck, sich wechselseitig über Rassismus aufzuklären und die eigenen Praktiken daraufhin zu überprüfen, ob sie vielleicht gegen die eigene Absicht rassistische Effekte hervorbringen. So war es möglich, die Zielgruppe über das Forschungsinteresse aufzuklären und gemeinsam mit ihr die Frage nach der Überwindung rassistischer Strukturen zu formulieren.¹⁷

Mehreren antirassistischen Gruppen ging es z.B. darum, die Voreingenommenheiten zu überwinden, die sie immer wieder bei sich selbst wahrnehmen. Im Einklang mit dem Mainstream der Rassismusforschung definieren sie das Problem als falsche oder pauschale Kategorisierung und versuchen, diese zu vermeiden. Allerdings stellen sie fest, dass das nicht so einfach ist. Die Vorurteile tauchen immer wieder auf oder verschärfen sich sogar durch negative Erfahrungen.

Aus Sicht einer strukturalistischen Rassismusforschung sind nicht die Vorurteile das Problem, sondern die rassistische Ungleichheit, denn solange bestimmte Menschen überproportional häufig in benachteiligten Positionen aufzufinden sind, wird dieser Umstand voraussichtlich in Form von „Vorurteilen“ wahrgenommen. Rassistische Diskurse können also nur in ihrem strukturellen Kontext verstanden werden, da nur so gezeigt werden kann, wie sie auf institutionalisierte Formen des Rassismus reagieren und diese zugleich reproduzieren.

Beides soll im Folgenden an der Gruppendiskussion einer linksradikalen antirassistischen Gruppe dargestellt werden. Diese Gruppe setzte sich mit dem Problem der Segregation – also einer vergleichsweise „strukturalistischen“ Frage – auseinander. Die Gruppenmitglieder diskutierten dabei nicht die eigenen Voreingenommenheiten, sondern wollten Klarheit darüber bekommen, warum so wenige MigrantInnen bei ihnen mitmachen und wie man dieses Problem möglicherweise lösen könnte. Zur Erklärung für dieses strukturelle Defizit wurden in der Gruppe verschiedene Lesarten angeboten. Zum Beispiel sucht Mark den Fehler sowohl in der subkulturellen Geschlossenheit der Gruppe als auch beim mangelnden interkulturellen Verständnis der MigrantInnen:

¹⁷ Das Forschungsprojekt war als Aktionsforschung konzipiert, d.h. die TeilnehmerInnen erarbeiteten in Vorgesprächen zusammen mit der Wissenschaftlerin ein für beide Seiten relevantes Thema. Zu diesem Thema wurde ein eintägiger „Reflexionstag“ durchgeführt – eine Veranstaltung, die den in diesem Milieu üblichen Seminaren ähnelte. An diesen Reflexionstagen nahmen zwischen 6 und 14 Gruppenmitglieder teil, deren Alter von 22 bis 58 Jahren reichte. Die Gruppe hatte zunächst Gelegenheit zu einer ein- bis zweistündigen offenen Diskussion über ihre Fragestellung. Ziel der Diskussion war eine thematische Zuspitzung. Im zweiten Teil wurde zu diesem Fokus – meist die Frage nach Handlungsmöglichkeiten in Konflikten über Rassismus – gemeinsam mit der Gruppe ein Rollenspiel improvisiert, z.T. mehrmals gespielt und kommentiert. In der nachfolgenden Auswertungsdiskussion konnten die Teilnehmenden selbst ihre Handlungsstrategien nachträglich begründen. Die Daten wurden durch Tonbandaufnahmen und Beobachtungsmitschriften erhoben, zum größten Teil transkribiert und qualitativ ausgewertet.

Mark: Aber ich glaub schon, dass so linke politische Gruppen in Deutschland oder Subkulturgruppen in Anführungszeichen sich viel über Abgrenzung definieren und ich glaub, dass MigrantInnen mit dem nicht so richtig ... Wenn ... du keine Beziehung hattest vorher zu dieser Subkultur oder da eingewachsen bist und diese ganzen Regeln kennst. Ich glaub, vieles ist extrem unverständlich für dich, was da läuft und was da passiert, und du kannst das nicht nachvollziehen und steigst dann da aus.

Mark benennt hier beide Aspekte sozialer Schließung: Eine Subkultur definiert sich über Abgrenzung, und Menschen, denen die Regeln dieser Gruppe nicht vertraut sind, finden nur schwer Zugang zu ihr.

In ihrer Ambiguität ist diese Aussage typisch für antirassistische Diskurse über das Problem des Rassismus. Gerade weil in einer rassistisch strukturierten Gesellschaft rassistische Praktiken nahe liegen, entwickeln die antirassistisch Engagierten differenzierte Praktiken, in denen sie offene Rassismen vermeiden, ohne sich vollständig von ihnen zu lösen. Will man die Rassismusrelevanz dieser Diskurse analysieren, so ist man darauf angewiesen, ihre Effekte empirisch nachzuweisen. In dem hier zitierten Beispiel ist das einfach, denn die Gruppe selbst exploriert verschiedene Lesarten der Mark'schen Hypothese.

Birgit: Das ist doch aber nicht ein Problem von Migranten. Also ich mein ...

Silvia: Kein Problem nur von Migranten. Das empfind ich auch so.

Wiebke: Aber vielleicht verstärkt noch von Migranten.

Birgit und Silvia erkennen in Marks These einen so genannten Defizitdiskurs. Solche Diskurse werden unter antirassistisch Engagierten dafür kritisiert, dass sie die negativen Effekte des Rassismus mit den Defiziten der rassistisch dominierten erklären. Tatsächlich kann Marks Proposition so interpretiert werden, dass die Unterrepräsentanz von MigrantInnen in der Gruppe auf deren geringe Sprach- und Subkulturkenntnisse zurückzuführen ist. Diese Lesart greift Wiebke im Folgenden affirmierend auf:

Wiebke: Also ich denk, es gehö'r'n schon einige Dinge dazu, um in einer Politgruppe so Fuß zu fassen. Ich denk, man braucht ein Selbstbewusstsein. Man muss sich irgendwie artikulieren können, irgendwie aktiv Anschluss suchen auch, und das ist zumindest für diejenigen MigrantInnen, die noch nicht so perfekt deutsch sprechen, eine zusätzliche Schwelle, und die noch nicht so vertraut sind mit den kulturellen Gepflogenheiten hier. Und ich fand das gut, was der eine Schwarze da mal gesagt hat, so ein Einstiegsangebot [direkt vor der Gruppensitzung anzubieten, A.W.J.]. So auf Englisch Leute über ihre Rechte oder die Gesetzgebung aufklären ... Dass dann da vielleicht welche da bleiben.

Wiebkes Problembeschreibung ist abwertend und pauschal. Die spezifischen Anforderungen der antirassistischen Gruppe werden zu „den kulturellen Gepflogenheiten hier“ verallgemeinert, also zu einer nationalen Kulturgemeinschaft homogenisiert. Sie vereindeutigt und verschärft den Defizitdiskurs, der

sich schon in Marks Behauptung ankündigte, so dass ihre Darstellung gemäß inhaltlicher Kriterien für Rassismus eindeutig als rassistisch erscheint.

Nun könnte sich die Wissenschaft auf die Seite von Birgit und Silke schlagen, Wiebke aufklären und sich im Idealfall über das Verschwinden eines rassistischen Diskurses freuen. Damit macht man es sich jedoch zu leicht. Zum einen wird Wiebke im Verlauf der eineinhalbstündigen Gruppendiskussion mehrmals „aufgeklärt“, ohne dass dies irgendeinen Erfolg zeitigt. Zum anderen erweisen sich alle hier vorgestellten Positionen als zweideutig, wenn man sie nicht an einer inhaltlichen Definition des Rassismus misst, sondern in ihren strukturellen Kontext einbettet.

Wiebke ist u.a. deshalb so hartnäckig, weil sich ihre Analyse des Problems in einer rassistisch strukturierten Gesellschaft *in der Tendenz* bestätigt. Zwar betrifft das Problem sozialer Schließung nicht nur MigrantInnen und es gibt – wie Birgit etwas später betont – viele, die fließend Deutsch sprechen und dem gleichen Milieu wie diese antirassistische Gruppe angehören. Dennoch wird es durch die objektive Ungleichheit zwischen rassistisch Dominanten und Dominierten unwahrscheinlicher, dass MigrantInnen und Schwarze den Weg in eine Deutsch sprechende, hoch gebildete und der autonomen Bewegung zuzurechnende antirassistische Gruppe finden. Das Problem der Segregation kommt nicht nur durch absichtsvolle Diskriminierung zu Stande, und es wird durch „Ausnahmen“ nicht beseitigt. Insofern die hier vorgestellte Gruppe mit den Folgen struktureller Segregation kämpft, macht Wiebke immerhin einen praxisnahen Handlungsvorschlag: Durch niederschwellige Angebote könnte die Gruppe möglicherweise die strukturelle Kluft zu einer Mehrzahl der rassistisch Dominierten überbrücken.

Andererseits stabilisiert Wiebkes Diskurs rassistische Strukturen. Sie beschreibt ja nicht den *tendenziellen* Unterschied in der sozialen Lage von rassistisch Dominanten und Dominierten, sondern sie misst die Dominierten an dominantkulturellen Maßstäben, die obendrein euphemistisch dargestellt werden. Damit legitimiert sie rassistische Klassifikationen. Auch die Vorstellung eines Beratungsangebots „nach“ der Gruppensitzung nimmt rassistisch Dominierte ja nicht als gleichberechtigte politische Subjekte, sondern eben als unterstützungsbedürftig wahr.

Im Vergleich zu Wiebke verfahren Birgit und Sylvia genau umgekehrt. Sie erkennen, kritisieren und vermeiden rassistische Diskurse, werden dadurch aber in der Suche nach (unvollkommenen) Antworten auf unvollkommene Verhältnisse blockiert. Es scheint, als ob für eine Benennung des Segregationsproblems nur rassistische Defizitdiskurse zur Verfügung stehen. Solange dies der Fall ist, kann der Kampf gegen Defizitdiskurse zwar deren rassismusrelevante Vorurteilhaftigkeit kritisieren. Im Bemühen um eine ausgewogene Darstellung sind Birgit und Sylvia dann aber nicht mehr in der Lage, eine zentrale Ursache der rassistischen Diskurse – die Segregation der Gesellschaft, die ihren Ausdruck

u.a. in einer segregierten Gruppe findet – zu erkennen und zu verändern. Vielmehr dementiert Birgit unter Verweis auf „Gegenbeispiele“ immer wieder, dass die soziokulturelle Geschlossenheit ihrer Gruppe für die Mehrzahl der MigrantInnen eine Zugangsbarriere darstellen könnte.

Eine Rassismusforschung, die das soziale Problem des Rassismus auf die Vermeidung inhaltlich rassistischer Diskurse reduziert, verkennt, dass diese Diskurse auf rassistisch strukturierten Ungleichheitsbeziehungen aufbauen und diese ihrerseits stabilisieren. Durch die einfache Forderung, inhaltlich rassistische Diskurse zu vermeiden, geraten die Subjekte, die solche Diskurse trotz antirassistischer Orientierung reproduzieren, in einen kaum zu lösenden Widerspruch: Sie sollen rassistisch hergestellte Unterschiede nicht mehr benennen, obwohl sich deren soziale Relevanz immer wieder bestätigt. Präziser wäre es, das Wechselspiel zwischen rassistischen gesellschaftlichen Strukturen und deren Stabilisierung in Diskursen und Praktiken zu problematisieren. Dann können die Diskurse und Praktiken von antirassistisch Engagierten nicht länger als „rassistisch“ oder „antirassistisch“ klassifiziert werden, sondern man muss zeigen, inwiefern sie zur Stabilisierung bzw. Destabilisierung rassistischer Strukturen beitragen. Wiebkes Position unterstützt Diskurse der symbolischen Delegitimierung, könnte aber zur Kompensation des Effekts „Segregation“ beitragen. Birgit und Silke haben sich die Fähigkeit¹⁸ angeeignet, die diskursive Abwertung von rassistisch Dominierten zu erkennen und zu vermeiden. Sie lassen symbolische Gewalt in symbolischen Kämpfen sichtbar werden. Allerdings verharrt ihre Auseinandersetzung in der symbolischen Sphäre. Dass die Praxis ihrer Gruppe bruchlos zu rassistisch segregierten sozialen Strukturen passt, können sie weder benennen noch verändern.

4.3 *Klassen-, Feld- und Situationsspezifik der Reproduktion von Rassismus*

Durch eine strukturalistische Herangehensweise an das Problem des Rassismus wird deutlich, dass sich die Rassismusrelevanz von Diskursen und Praktiken nicht allein als inhaltliche Frage begreifen lässt. Nötig wird aber noch ein weiterer Schritt, denn der zu untersuchende Gegenstand kann gemäß des oben vorgestellten Modells auch nicht auf Praktiken und Diskurse reduziert werden. Vielmehr verbindet sich die Logik rassistischer Delegitimierung mit der Struktur von Situationen, Feldern und Habitus. Z.B. passt das antirassistische Engagement in die klassenspezifische Distinktion der gebildeten Mittelschicht. Und Konflikte gewinnen eine situationsspezifische Dynamik, wenn sie zwischen rassistisch Dominanten und Dominierten entstehen. Wie sich rassistische Logi-

¹⁸ Da rassistische Diskurse und Praktiken normalerweise selbstverständlich im Habitus von rassistisch Dominanten reproduziert werden, muss die Fähigkeit, diese Diskurse zu erkennen, als erworbene Kompetenz angesehen werden. Das zeigt sich u.a. im Vergleich zu den nicht engagierten Kontrollgruppen, die über diese Kompetenz in weitaus geringerem Maße verfügen.

ken in eine Situation einschreiben, soll nun am Beispiel des machtasymmetrischen interkulturellen Konflikts veranschaulicht werden.

Interkulturelle Konflikte gelten deshalb als besonders problematisch, weil sich die Konfliktparteien auf Grund kultureller Unterschiede missverstehen können, ohne dies zu bemerken. Dadurch kommt es leicht zur ungewollten Eskalation des Konfliktverlaufs. Wenn interkulturelle Konflikte zwischen rassistisch Dominanten und Dominierten ausbrechen, so sind diese zusätzlich von rassistisch bedingten Machtasymmetrien gekennzeichnet. Die rassistisch dominante Konfliktpartei befindet sich in selbstverständlicher Übereinstimmung mit den dominanten Normen einer Gesellschaft und kann die rassistisch dominierte Konfliktpartei unter Verweis auf diese Normen unter Assimilationsdruck setzen bzw. delegitimieren. Dabei handelt es sich nicht um eine bewusste Konfliktstrategie, sondern um eine selbstverständlich bestehende Möglichkeit im oben dargestellten Sinne, die das „Mensch gewordene Spiel“ nutzt, wenn es die Situation „verlangt und erfordert“ (Bourdieu 1992, S. 83). So entsteht ein Perspektivunterschied, der den durch interkulturelle Missverständnisse erzeugten Kommunikationsproblemen ähnelt und sich u.a. auch bei einem Konflikt zwischen einer schwarzen und einer weißen Deutschen – also unabhängig von kulturellen Unterschieden – beobachten ließ.¹⁹

Die Konflikte, die so entstehen, tragen zur Stabilisierung von Rassismus bei, denn die rassistisch dominanten Mitglieder der antirassistischen Gruppen nehmen nicht wahr, dass ihre Positionen nicht nur als Ausdruck ihrer individuellen Anliegen gelten können, sondern auch als Bestätigung kollektiver Dominanz. Wenn rassistisch Dominierte darauf reagieren, dass sie sich zur Anpassung gedrängt fühlen, sind diese „Rassismusvorwürfe“ für die Dominanten nicht nachvollziehbar. Erfahrene antirassistisch Engagierte vermeiden daher Konflikte mit rassistisch Dominierten so lange wie möglich, beklagen aber andererseits, dass man mit MigrantInnen nicht streiten könne. Wenn es trotz aller Vorsicht zu einem Konflikt kommt, reagieren sie ausgesprochen scharf. Die objektive Machtasymmetrie erschwert also die konstruktive Bearbeitung von Konflikten und fördert populäre Mythen über die Unmöglichkeit, mit MigrantInnen zu streiten, die ihrerseits rassistische Ungleichheit bestätigen.

Rassistische Strukturen schreiben sich so in die Logik interkultureller Konfliktsituationen ein, dass es für die Beteiligten nahe liegend wird, Rassismus zu verfestigen. Die Stabilität des Rassismus ist nicht nur der Durchsetzungskraft

¹⁹ Im Unterschied zu kulturellen Differenzen ist dieser Perspektivunterschied asymmetrisch strukturiert und kann daher die Eskalationsträchtigkeit machtasymmetrischer interkultureller Konflikte besser erklären.

rassistischer Bewegungen in symbolischen Kämpfen geschuldet, sondern auch der Selbstverständlichkeit rassistischer symbolischer Gewalt.²⁰

5 Schluss

Mit dem Bourdieu'schen Begriffsrepertoire können Rassenkonstruktionsprozesse explizit mit einem Modell sozialer Ungleichheit verknüpft werden, ohne dass die Spezifik ihrer Reproduktion in symbolischen Kämpfen und symbolischer Gewalt verloren geht. Diese Rekonzeptualisierung des Rassismus ermöglicht es, das scheinbar Irrationale – also nicht deterministisch von ökonomischen Ungleichheiten Ableitbare – des Rassismus als besondere Logik symbolischer Ökonomien zu erklären. Inhaltlich flexible und kontingente kulturelle Klassifikationen gewinnen eine höchst materielle Bedeutung, wenn sie über den Wert und den Tauschkurs „gewichtigerer“ Kapitalsorten entscheiden.

Empirisch werden durch diese Umorientierung zwei Forschungsrichtungen eröffnet. Zum einen ist genauer zu klären, unter welchen Bedingungen kulturell flexible symbolische Klassifikationen in einer Gesellschaft selbstverständlich institutionalisiert, praktisch inkorporiert und zumindest vorläufig diskursiv unumstritten sind – wann und wie sie sich also zu einer durch symbolische Gewalt reproduzierten stabilen Ressource entwickeln. Umgekehrt legt die Gegenüberstellung von symbolischer Gewalt und symbolischen Kämpfen die Frage nahe, unter welchen Bedingungen symbolische Gewalt sichtbar wird, so dass symbolische Kämpfe überhaupt erst ausbrechen können.

Theoretisch wäre zu diskutieren, ob das von mir am Beispiel „Rassismus“ entwickelte Modell für eine symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit auch für Geschlechterverhältnisse und andere durch symbolische Delegitimierung gekennzeichnete Klassifikationen aussagekräftig ist. Mit dem Modell der doppelten oder dreifachen Vergesellschaftung (Lenz 1995) hat die Geschlechterforschung im Wesentlichen die Spezifik der Märkte unterschieden, auf die sich Ethnizität, Geschlecht und Klasse beziehen. Wie auch bei Bourdieu wird hier das Verhältnis von Klasse und Geschlecht unter Rekurs auf die ungleiche Einbindung von Männern und Frauen in die Produktions- und Reproduktionsarbeit gekennzeichnet. Da rassistisch konstruierte Gruppen in den *allgemeinen* Märkten benachteiligt sind, entfällt diese theoretische Option beim Problem des Rassismus. Umgekehrt könnte das hier vorgeschlagene Modell aber durchaus auch für die Geschlechterforschung fruchtbar sein. Das sollte vor allem bei den sozialen Klassen der Fall sein, in denen die doppelte Vergesell-

²⁰ Der inhärente Pessimismus des hier vorgeschlagenen strukturalistischen Blicks sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass rassistische Strukturen durchaus auch erfolgreich angegriffen (vgl. Weiß 2001) oder durch sozialen Wandel fragil werden. Allerdings sind antirassistische Strategien auch empirisch sehr viel erfolgreicher, wenn sie strukturelle Barrieren mindestens implizit berücksichtigen.

schaftung kaum noch materielle und dafür um so stärker symbolische Formen annimmt.

Literatur

- Anthias, Floya/Yuval-Davis, Nira (1992): Racialized boundaries. Race, nation, gender, colour, and class and the anti-racist struggle. London, New York: Routledge.
- Bader, Veit M. (1998): Ethnizität, Rassismus und Klassen. In: Albert Benschop/Michael R. Krätke /Werner van Treek (Hrsg.): Die Wiederentdeckung der Klassen. Hamburg, Berlin: Argument, S. 96-125.
- Bentley, G. Carter (1987): Ethnicity and practise. In: Comparative Studies in Society and History 29, S. 24-55.
- Bergmann, Werner/Erb, Rainer (1991): Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946 – 1989. Opladen: Leske + Budrich.
- Bommes, Michael (1999): Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Ein differenzierungstheoretischer Entwurf. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bonnett, Alastair (1993): Radicalism, anti-racism and representation. London: Routledge.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt Sonderband 2). Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991a): Language and Symbolic Power. Cambridge: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre (1991b): Politisches Feld und symbolische Macht. Berliner Jahrbuch Soziologie, S. 483-488.
- Bourdieu, Pierre (1992): Sozialer Raum und Symbolische Macht. In: Rede und Antwort, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 135-154.
- Bourdieu, Pierre (1994): Structures, habitus, power: Basis for a theory of symbolic power. In: Nicholas B. Dirks/Geoff Eley/Sherry B. Ortner (Hrsg.): Culture / Power / History. Princeton, N.J.: Princeton University Press, S. 155-199.
- Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft. In: Irene Döllinger/Beate Kraus (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 153-217.
- Bourdieu, Pierre (1997b): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien, S. 88-99.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1973): Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc, J. D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bröskamp, Bernd (1993): Ethnische Grenzen des Geschmacks. Perspektiven einer praxeologischen Migrationsforschung. In: Gunter Gebauer/Christof Wulf (Hrsg.): Praxis und Ästhetik: Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 174-207.
- Davis, James F. (1992) Who is black? One nation's definition. University Park: Penn State Press.
- Dölling, Irene/Kraus, Beate (Hrsg.): (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (Hrsg.): (1993): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen: Leske + Budrich.

- Goldberg, Andreas/Mourinho, Dora/Kulke, Ursula (1995): Arbeitsmarkt-Diskriminierung gegenüber ausländischen Arbeitnehmern in Deutschland. In: International Migration Papers 7. Genf: Internationale Arbeitsorganisation.
- Gomolla, Mechthild (1998): Mechanismen institutionalisierter Diskriminierung in Bildungsorganisationen. In: Hans-Peter Waldhoff/Dursun Tan/Elcin Kürsat-Ahlers (Hrsg.): Brücken zwischen Zivilisationen. Frankfurt/M.: IKO, S. 153-174.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen: Leske + Budrich.
- Hall, Stuart (1994): „Rasse“, Artikulation und Gesellschaften mit struktureller Dominante. In: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument, S. 89-136.
- Heß, Sabine/Linder, Andreas (1997): Antirassistische Identitäten in Bewegung. Tübingen: Edition Discord.
- Hoffmann-Nowotny, Hans Joachim (1973): Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Jäger, Siegfried (1996): BrandSätze. Rassismus im Alltag. Duisburg: DISS.
- Jain, Anil (im Erscheinen): Die globale Klasse. In: Johannes Angermüller/Martin Nonhoff (Hrsg.): PostModerne Perspektiven. Berlin: Argument.
- Kreckel, Reinhard (1991): Geschlechtssensibilisierte Soziologie. Können askriptive Merkmale eine vernünftige Gesellschaftstheorie begründen? In Wolfgang Zapf (Hrsg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt/M.. Frankfurt/M., New York: Campus, S. 370-382.
- Kreckel, Reinhard (1997): Politische Soziologie der Sozialen Ungleichheit. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Lenz, Ilse (1995): Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt/M. / New York: Campus, S. 19-46.
- Lwanga, Gotlinda M. (1998): Weiße Mütter – Schwarze Kinder. Über das Leben mit rassistischen Konstruktionen von Fremdheit und Gleichheit. In: Maria del Mar Castro Varela/Sylvia Schulze/Silvia Vogelmann/Anja Weiß (Hrsg.): Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie. Tübingen: dgvt, S. 187-213.
- Mecheril, Paul/Teo, Thomas (1994): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multi-ethnischer und multikultureller Herkunft. Berlin: Dietz.
- Miles, Robert (1991): Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs, Hamburg. Berlin: Argument.
- Mörth, Ingo/Fröhlich, Gerhard (Hrsg.) (1994): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursociologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Myrdal, Gunnar (1964): Challenge to affluence. Houndmills, London: Macmillan.
- Omi, Michael/Winant, Howard (1994): Racial formation in the United States. From the 1960s to the 1990s (2. Aufl.). New York, London: Routledge.
- Osterkamp, Ute (2000): Gesellschaftliche Widersprüche und Rassismus. In: Nora Räthzel (Hrsg.): Theorien über Rassismus. Hamburg, Berlin: Argument, S. 55-73.
- Parkin, Frank (1983): Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung. In: Reinhard Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, S. 121-136.
- Rex, John/Mason, David (Hrsg.) (1986): Theories of Race and Ethnic Relations. Cambridge, GB: Cambridge University Press.
- Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda.
- Sartre, Jean-Paul (1989): Betrachtungen zur Judenfrage. In: Drei Essays. Frankfurt/M.: Ullstein.

-
- Silbermann, Alphons/Hüser, Francis (1995): Der „normale“ Haß auf die Fremden. Eine sozialwissenschaftliche Studie zu Ausmaß und Hintergründen von Fremdenfeindlichkeit in Deutschland. München: Quintessenz.
- Urry, John (2000) *Sociology beyond societies. Mobilities for the twenty-first century*. London, New York: Routledge.
- Van Dijk, Teun A. (1987): *Communicating racism. Ethnic prejudice in thought and talk*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Weiß, Anja (2001): *Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wetherell, Margaret/Potter, Jonathan (1992): *Mapping the language of racism. Discourse and the legitimation of exploitation*. New York, u.a.: Harvester Wheatsheaf.
- Wieviorka, Michel (1995): *The arena of racism*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.